Pech oder Glück?

Autor(en): **Gfeller, Simon**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635705

Nutzungsbedingungen

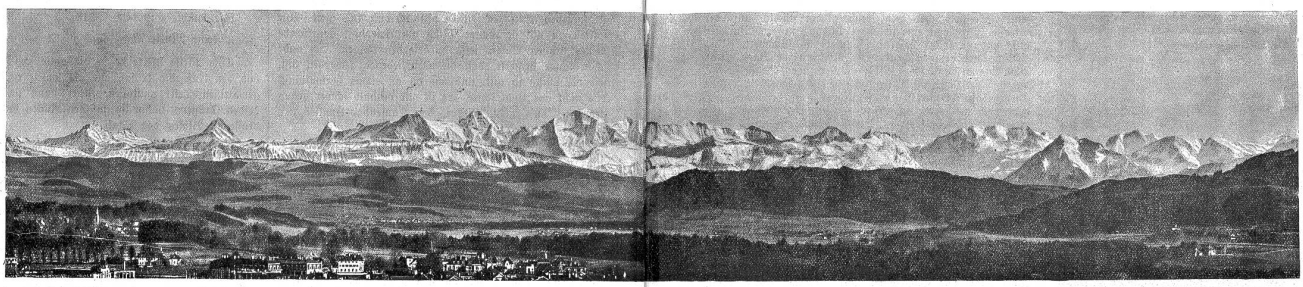
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Schweizerische Landesausstellung, Bern 1914. Blick auf die Alpen vom Ausstellungsplatz aus. (Phot. S. Rohr, Bern.)

Pech oder Glück?

Von Simon Gfeller

Auf der heißen, staubigen Landstraße schreitet Gottfried, der siebenzehnjährige Sohn des Mattenbergli-bauern schwerfällig vorwärts. Beim Dorfkrämer hat er sich beladen lassen wie ein geduldiges Packeselein. Am Rücken hängt ihm ein ansehnlicher Zuckerstock, auf der Brustseite baumelt als Gegengewicht das wohlgefüllte Salzsäcklein, und an der Hand trägt er in einem Oeserli eine Maßflasche voll Essig.

Es ist zwischen Heuet und Ernte. Heiß sticht die Nachmittagssonne; trocken klebt die Zunge am Gaumen; der Schweiß brünnelt dem Burschen von der Stirne, daß ein Tropfen den andern jagt, und schmerzhaft schneidet die Tragschnur in die Schulter.

Doch der Ort der Labung ist nicht mehr ferne. Droben an der Wegbiegung, wo sich das Seitensträßchen abzweigt, streckt der Herrgott den Arm heraus. Gottfried werweiset schon im Stillen, ob er in der Kehrpinte anlanden wolle oder nicht. Melkerszeit ist nicht mehr allzuferne und der Bursche sollte heim; aber die Zunge hängt auch gar zu rindsledern im Halse und unleidlich ist's, wie die Last drückt und das schweißnasse Hemd an den erhitzten Körper preßt. So ein großes Glas Bier, braungolden mit zartfettem Milchschaum, wie müßte das der staubigen Kehle glatt eingehen und erfrischend kühlen! Bei dieser lästerlichen Hitze nicht einkehren und ein Bier oder zwei stürzen — nein, das wäre schwefelgelber Unsinn, eine bodenlose Torheit.

Und holla! Steht da nicht vor dem wackeligen Bernerwägelein die alte Fuchsstute des Mattenbergbauers und schmiedet aufgebracht nach den zudringlichen Bremsen? Gewiß ist sie es; Gottfried kennt Roß und Gefährt des Nachbars gut genug. Zum Ueberfluß ruft der Mattenberger durchs offene Fenster:

„Stell ab, Godi, du schwitzischt jo wi-n-en Ankebättler. Chaischi nachher bi mer rite u di ganze Plunder uflege."

„Das preichts doch jeze, schöner nützti nüt", denkt Gottfried und legt mit innerlichem Frohlocken seine Siebensachen oben auf die Futtermehlsäcke des Mattenbergbauers . . . .

Kurze Zeit nachher saß Gottfried vergnüglich hinter einem schäumenden Bier und guckte dem Nachbar, der mit dem Wirt und einem Weinreisenden einen Jaß kärtelte, interessiert über die Achsel. Denn ein Jaß ist gar ein geistbildender und unterhaltsamer Zeitvertreib nicht nur für die Spieler, sondern auch für Zuhörer und Zuschauer. „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort." Nun waren die dreie sturmerprobte, in die tiefsten Geheimnisse ihrer Kunst eingeweihte Kämpen und auch der unter der edlen Jasserzunft üblichen Blumensprache vollkommen mächtig. So schlugen denn unausgesetzt die seltsamsten und geistvollsten Redewendungen an Gottfrieds andächtig aufhorchende Ohren.

„Härzig ischt lieblig!"
„Sau se Res, es ischt en Amsle!"
„Gstoche dr Bock, worum geit er i Chabis!"
„Raus mit die wilde Katz!"
„Trumpf nimmt dr Schnee ab de Bärge!"
„Uefe Mutzschwanz!"
„Chruzifix ischt Pfaffenarbit."
„Eggestei git guet Muure!"
„Dr Chüng macht 's Spiel verruckt!"

Und so weiter in endloser Folge. Dazu knodeten die dreie mannhaft auf den Tisch und verbrämten ihre Orakelsprüche mit Lachen, Grimassen und pfiffigen Mienen. Blitzschnell waren jeweilen die Karten gemischt; Schlag auf Schlag folgte das Ausspiel, und das Zählen und Abrechnen geschah mit so fabelhafter Fixigkeit, daß Gottfried in scheuer Bewunderung schier den Mund offen vergaß. Das Ganze dünkte ihn ungemein lustig; langweilen, nein, davon war keine Spur. Der harthölzerne Wirtshausstuhl wurde ihm weich wie ein Polstermöbel, und eine Stunde war um, ehe er auch nur einmal an die Uhr geschaut hatte. Dann aber besann er sich auf das Heimgehen.

„I hätt eigetlig hei sölle go mälche", wagte er endlich schüchtern den Mattenberger anzutüpfen.

„Dr Alt wird das scho bforge, het's lang müeße chönne ohni di. Oeppe wägen einischt wird er dr nid dr Gring abschrnße, süscht gib de mi a 's Brätt!"

Und die dreie setzten eine frische Partie an. Der Weinreisende, welcher die meisten Stiche erhalten hatte, verlangte gebieterisch Revanche. Damit ihm das Glück günstiger sei, besegnete er beim Mischen die Karten mit dem Zauberspruche: Hokus, Pokus, Malokus! und behauptete, nun könne es ihm nicht fehlen. Lachend griffen nun auch die andern zu Sympathiemitteln. Der Mattenberger zeichnete sich mit Kreide ein Kreuz auf jede Schuhsohle und der Wirt nahm die letzte Nummer des Amtsblattes unter das Gesäß. Dann ging der Tanz aufs Neue los. Die Karten flogen und der Kommentar wurde immer blumenreicher. Natürlich wurde auch das Trinken nicht vernachlässigt; denn ein solcher Kapitalsaß gibt immer Anlaß zum Trinken. Gewinnt der Spieler, so trinkt er aus Mitgefühl und Nächstenliebe, verliert er, dann genehmigt er sich einen Schluck zu eigener Tröstung. Auch Gottfried hatte sich, angesteckt vom guten Beispiel, das Glas einigemal nachfüllen lassen, und seine Backen begannen sich zu röten. Indessen war seine Freude am Spiel nicht mehr ganz ungemischt; ein leises Unbehagen begann ihn zu plagen, und als immer die gleichen Wendungen und Ausdrücke aufs Tapet kamen, erkalteten auch sein Interesse und Lerneifer für das Spiel zusehends. Unruhig rutschte er hin und her und zog mehrmals seine Sackuhr.

„Es geit mer wohl lang; i hätt doch sölle goß", mahnte er den Mattenberger.

„Dumms Züg," erwidert dieser. „Nimm du no-n-es Bier. I wills de dim Alte scho verantworte."

Nun, das war für den Burschen doch ein Trost. Wieder schaute er eine gute Weile stumm und geduldig zu. Dann fing es in der Stube plötzlich an zu finstern. Sollte die Sonne schon untergegangen und die Dämmerung angebrochen sein? Gottfried trat erschreckt ans Fenster. Die Sonne war freilich verschwunden, aber nicht hinter den Juradbergen, sondern hinter einer mächtigen, grauschwarzen Wolkenwand, die bedrohlich am Himmel emporkroch. Schon begann sie ihre Blitze zu schleudern und schwach vernehmbare Donnerschläge rollten nach.

„Jez müeße mer goß; es chunnt es Wätter, u lieber will i mi ganzi Burdi heitrage, weder daß mer allssäme flätschdräckaß wird", drängte Gottfried.

„Ach du ischt jez doch au en uhydige Chähri", erwiderte der Wirt, welcher just einen Fünfziger vom Trumpfaß in den Händen hatte, unwirsch. „Giehsch nid, daß mer bloß no hundertfüfzgi zweni hei! Wi wett er jez dervo chönne! Das Augeblicklli, wo-n-es no geit, wird däch nid alls zwänge, u du wirsch destwäge nid verzable."

Und der Mattenberger sagte:

„Du gsehsch, wi's ischt. We d' nid gwarte magst, so gang halt i Gottsname."

Eingeschüchtert nimmt Gottfried wieder Platz. Aber er sitzt wie auf den Spitzen einer Hechel und allgemach wird ihm klar, daß, wenn man jaßt, zwei, drei andere vorschreiben, wann man heimgehen dürfe. Mit Schrecken gewahrte er, wie das Gewitter in aller Strenge herauzog. Am liebsten hätte er einen Fluch getan und wäre davongegangen; doch wagte er nicht, den gefälligen Nachbar zu ergürnen. Im Innern aber glomm ihm in diesen Augenblicken peinlichen Wartens eine Feindseligkeit empor gegen die Wirtshaushockerei und das Jassen, die nicht so bald wieder erlosch. Uebrigens pressierte es jetzt auch dem Bauer; auch dieser begehrte kein Wasserbad.

Endlich ist das Spiel fertig. Rasch berichtigt der Mattenberger seine Zeche und greift nach dem Hut und der Türklinke. Der Fuchs wird losgebunden, die Mechanik entspannt und das Fuhrwerk gewendet. Nur noch schnell einen Trinkgeldzwanziger für den Buben, der dem Roß die Bremsen gewehrt hat! Der Bauer windet das Leitseil lose um das Leiterbäumchen des Wagengestells und grübelte im Geldsäckel. Diesen Augenblick benutzt der Fuchs. Jetzt nimmt er seine Rache für das lange Stehenlassen. Hupp, schießt er ins Geschirr und saht in mächtigen Galoppsprüngen davon, heimzu. Verblüfft schauen ihm die Wirtshaushöckler nach, und der Bauer schreit wütend:

„Uha, hu, verfluechts Kamel du!"

Der Weinreisende aber föppelt: „Wör rite will, hock uf!"

Doch die beiden hören nicht auf das Spottlachen. Was bleibt ihnen übrig als nachzutraben!

Von der Kehrpinte zieht sich das Sträßlein durch ein Seitentälchen einem steilufrigen Bächlein entlang und klettert dann in langen Windungen den Hügelzug hinan.

Dem Bauer verleidete das Trotten bald. „I ma nümme gschnuppe. Spring du-n-ihm noh, du hesch jüngeri Bei. Häb alli Gredi, du magscht ihm vorgcho u vermütschischt nen am Fahrestutz obe."

Gottfried befolgt diesen Rat. In langen Sätzen eilt er davon. Schweißgebadet langt er oben am Fahrenstutz an. Fast gleichzeitig kommt auch der Fuchs. Roß und Fuhrwerk sind unversehrt und die Futtermehlsäcke des Mattenbergers liegen ruhsam in Reih und Glied. Aber wo zum Teufel sind denn Zuckerstock, Salzsäcklein und Essigflasche? Dem Burschen erträumt nichts gutes. Er untersucht das ganze Wagengestell. Zwischen Nabe und Rad kleben an der Wagenschmiere einige Salzkörner. Da will ihm schier schwarz werden vor den Augen. Er kratzt in den Haaren und murmelt in einem fort: „Wär i nume hei, wär i nume hei!"

Keuchend kommt nun auch der Mattenberger an. Gottfried klagt ihm seine Befürchtungen.

Das neue offizielle Plakat der Schweiz. Landesausstellung 1914 von Plinio Colombi, das nach Frankreich verschickt wurde an Stelle des zurückgewiesenen ersten Plakates von Emil Cardinaux.

„Muescht halt go sueche", rät trocken der Bauer und zuckt die Achseln. „I cha nüt derfür." Dann behändigt er das Leitseil und fährt kaltblütig davon.

Finstern Blickes schaut ihm Gottfried nach und macht sich bergab auf die Suche. Unten im Sträßlein findet er die Reste des Salzsäckleins, schmierige, staubige Fetzen. Es muß hinausgerutscht und zwischen Gestell und Rad gekommen sein, wo es zerschliffen und zerrissen wurde. Das Salz liegt in einem langen Streifen im Staub des linken Wagengeleises; zu gebrauchen ist davon nichts mehr. Der Bursche eilt weiter. Einige hundert Schritte weiter zurück kauert mitten in der Straße das Oeserlein mit den Scherben der Essigflasche. Er leert die Glasstücke ins Bächlein und ringt das essiggetränkte Säcklein aus. Wo aber in aller Welt mag denn der Zuckerstock sein? So weit der Blick reicht, liegt nichts auf der Straße. Da steigt eine schlimme Ahnung in dem Burschen auf, und er späht besorgt hinunter ins Bachbett. Und richtig, dort drunten liegt der Flüchtling im Bade. Das Bächlein hat auch schon eifrig an der süßen Beute geleckt, die ihm so unvermutet in den Schoß gefallen ist. Mit einem Satze ist Gottfried unten und hebt behutsam auf, was noch zu retten ist. Mit der süßen Last im Arme, zuweilen das Zuckerwasser haushälterisch von den klebrigen Fingern schleckend, hastet er heimwärts. Aber lange bevor er ein schützendes Obdach erreicht hat, ist das Gewitter da. Ein paar sausende Sturmwindstöße, blendende Blitzscheine, gewaltiges Donnerkrachen, dann klatschen die Tropfen schwer hernieder; es regnet Packschnüre. Triefend wie ein begossener Pudel kommt Gottfried endlich zu Hause an, wo man schon lange in heller Angst nach ihm ausgeschaut hat. Nun gilt's auch dort dem ausbrechenden Wetter stand zu halten. Getreulich beichtet er, wie schmählich es ihm ergangen sei und nimmt geduldig die gesalzene Schelle in Empfang. Es war manches saure Wort dabei und auch später hatte er noch viel abzutun. Manchmal wollte ihm scheinen, er sei auch gar zu hart gestraft worden für seinen Fehler, besonders wenn ihn die Kameraden neckend fragten, wann er wieder die Straße mit Salz grienen und aus Kieselsteinen Salat machen wolle, und wann man wieder Zuckerwasser trinken könne im Bächlein unten. Am ärgerlichsten aber war er über den Mattenberger, der ihn nicht nur alles allein ausfressen ließ, sondern die ganze Geschichte mit schadenfrohem Lachen ausgetrommelt hatte.

Das kleine Ereignis hat Gottfried noch lange beschäftigt und wer weiß, vielleicht ist ihm damit sogar Heil widerfahren. Denn er ist einer von den Bedachtsamen, die der Sache auf den Grund zu kommen suchen. Wie ich ihn kenne, hat er aus dem Mißgeschick sicher seine Lehren gezogen. Es scheint ganz, als wolle er in Zukunft den Kopf auf seinem Hals und die Hand an seinem Arme behalten. Er weiß jetzt, daß zuletzt ein jeder für sein Tun und Lassen selber mit der Haut in die Gerbe muß und daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht. Er weiß jetzt viel besser als früher, weil es ihm unter Schmerz und Scham ins Herz gebrannt worden ist und darum wird er, wenn nicht alles trügt, auf eigenen Füßen durchs Leben wandern, auch wenn ihm dies augenblicklich Beschwerden verursachen sollte. Vielleicht gewahrt er auch einmal, daß mancher das Hangen an den Rockschößen anderer noch viel teurer bezahlen muß als mit einem Säcklein Salz, einer Flasche Essig und einem Zuckerstock. Und vielleicht segnet er noch einmal den Tag, der ihm so viel Pech brachte, als einen Glückstag, weil er ihm zu einem bescheidenen Anfang lebenswichtiger Erkenntnis verhalf.

Todaustreiber.

Volkslied.

So treiben wir den Winter aus
Durch unsre Stadt zum Tor hinaus
Mit seinem Trug und Listen,
Den rechten Antichristen.

Wir stürzen ihn von Berg und Tal,
Damit er sich zu Tode fall
Und uns nicht mehr betrüge
Durch seine späten Züge.

Und nun der Tod das Feld geräumt,
So weit und breit der Frühling träumt,
Er träumet in den Maien
Von Blümlein mancherleien.

Die Blume sproßt aus göttlichem Wort
Und deutet auf viel schönern Ort;
Wer ist's, der das gelehret?
Gott ist's, der hat's bescheret.